Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 88 (1970)
Heft: 36

Artikel: Eindrücke und Erlebnisse aus einer Reise nach Japan
Autor: Künzler, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-84609

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sind Schallisolationen für erhöhte Anforderungen oder Eigentumswohnungen nötig (I_a=55 dB), dann müssen die obigen Punkte noch strenger beachtet werden. Zudem können hier die Nebenwegübertragungen die Isolation stark beeinflussen, ja sogar begrenzen. Vor allem bei Backsteinbauten sind daher bei Wandisolationen von I_a > 55 dB durch das ganze Haus bis zur Fundation durchlaufende Doppelwände empfehlenswert. Vielfach herrscht die Meinung, dass durch Anbringen von schallabsorbierenden Materialien die Schalldämmung einer Wand verbessert wird. Derartige Materialien sind aber, für diesen Zweck eingesetzt, wirkungslos. Damit kann, über eine Verkürzung der Nachhallzeit, nur die Lautstärke in dem betreffenden Raum vermindert werden. Auch diese Wirkung ist bei reichlich möblierten Wohn- und Schlafzimmern gering.

Der vorliegende Beitrag erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit; viele weitere Einzelheiten, vor allem Hinweise für die Planung und Konstruktion, findet man in der SIA-Empfehlung unter Punkt 3 aufgeführt. Es ist dem Verfasser vor allem darum gegangen, die vom Gesundheitsinspektorat der Stadt Zürich ermittelten Messergebnisse allen Interessenten im Hinblick auf die festgesetzten Grenzwerte zugänglich zu machen. Das Gesundheitsinspektorat, als zuständiges Amt für Wohnhygiene, ist an möglichst guten Schallisolationen interessiert und deshalb bereit, Bauherren und Architekten bei Bauobjekten in der Stadt Zürich in bauakustischen Fragen zu beraten.

Adresse des Verfassers: *R. Hottinger,* Gesundheitsinspektorat der Stadt Zürich, Postfach, 8035 Zürich.

Literaturverzeichnis

[1] SIA-Empfehlung Nr. 181 «Schallschutz im Wohnungsbau», in Kraft seit 15. Mai 1970.
[2] *R. Hottinger:* Bericht über Messergebnisse des Trittschallschutzes in Wohnbauten. «Schweizerische Bauzeitung», *86* (1968), H. 16, S. 273–276.
[3] DIN 4109, Schallschutz im Hochbau, September 1962.
[4] *W. Furrer:* Raum- und Bauakustik, Lärmabwehr. Basel 1961, Birkhäuser-Verlag.
[5] *K. Gösele:* Zum Schallschutz im Bauwesen. «Gesundheitsingenieur» *1967,* H.3.
[6] *K. Gösele:* Verringerter Schallschutz durch anbetonierte Dämmplatten. «Die Isolation» *1964,* H. 1, 2 und 3.
[7] *K. Gösele:* Der Stand des Schallschutzes im Wohnungsbau. «Heizung-Lüftung-Haustechnik» *1966,* H.1.

Eindrücke und Erlebnisse aus einer Reise nach Japan

DK 910.2

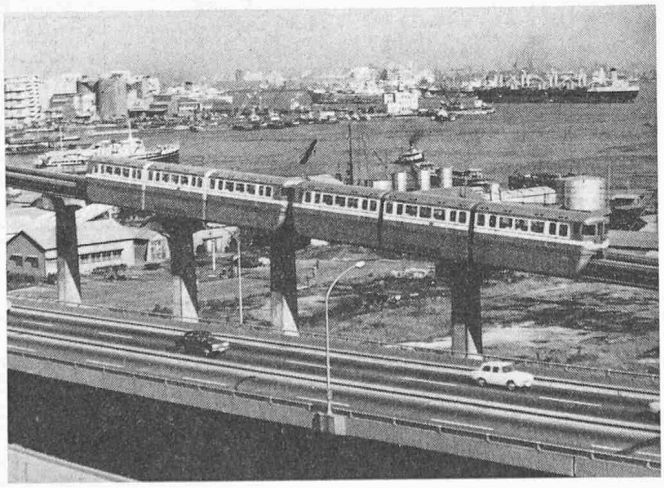
Von **M. Künzler,** Masch.-Ing. SIA, Zürich

Hierzu Tafeln 25 und 26

Eigentlich hätte dies ein Bericht über die diesjährige Weltausstellung in Osaka werden sollen. Einen solchen, besonders mit Blick auf die Technik zu verfassen, grenzt jedoch ans Unmögliche. Denn die Expo '70 ist, obwohl vereinzelt auch Erzeugnisse und Errungenschaften der Technik gezeigt werden, keine technische Messe. Jedes teilnehmende Land versucht vielmehr dort sich selbst, seine Eigenarten und Kultur, Tradition und Gegenwart, dem Besucher von der besten Seite her vorzustellen. Grenzen sollen für die Zeit eines Besuches oder für die Dauer der Ausstellung vergessen bleiben.

Progress and Harmony for Mankind, für eine geteilte, rassen-, grenzen- und machtbewusste Menschheit. Die Widmung der Ausstellung ist Symbol eines nur im Unterbewusstsein einiger Weniger, völlig bewusst jedoch von der grossen Mehrheit gehegten Wunsches; offensichtlicher Ausdruck der Hoffnung, der Begriff Harmony möge doch irgendwann – bald – einen Zustand darstellen.

Eine Einschienen-Zugskomposition der Haneda-Linie, welche den internationalen Flughafen von Tokyo mit dem Hamamatsucho-Bahnhof der japanischen Staatsbahn in der Stadtmitte von Tokyo verbindet. Die Strecke von etwas mehr als 13 km wird in 15 Minuten zurückgelegt. Die Haneda-Linie wurde im September 1964 dem Betrieb übergeben



Die Art, wie jedes Land versucht, sich vorzustellen, ist so vielfältig wie die Mentalitäten selbst: Sachlich durch Bilder, Statistiken und typische Gegenstände die einen, durch teils sachlich, teils phantastisch aufgezogene Tonbildschauen die anderen. Vielfach wird jeder Besucher eines gleichen Pavillons einen anderen Eindruck des betreffenden Landes bekommen, denn der Appell an das Subjektive herrscht vor, und der Mensch reagiert eben auf die Reize seiner Sinnesorgane durch ganz verschiedene Empfindungen. Schnelle Folgen thematisch unterschiedlicher Lichtbilder oder utopisch-phantastische Filme mit elektronischer Musik als Hintergrund lassen den Menschen oft die Halle mit dem Gefühl verlassen, er habe etwas oder alles verpasst, nicht verstanden. Empfindungen, geistige Zustände, oft Verwirrung werden durch Farben- und Tonreize erweckt. Denken ist überflüssig, die Gedanken wollen gelenkt werden. Bezeichnend für die Gegenwart – oder Vorahnung für die Zukunft?

Traurig mutet allerdings die teilweise spürbare Überheblichkeit an, welche das Ziel der stolzen Darstellung eigener grosser Leistungen bei weitem verfehlt und vom Besucher mehr als Ohrfeige aufgefasst werden kann: ich bin der Grösste, der Beste, der Einzige; alle anderen sind minderwertige, zufällige Erscheinungen, welche schlecht und unglücklich, vom Paradies verstossen, ein unscheinbares, unbekehrtes Dasein führen. Harmony in Anführungszeichen, Mankind auf das Ich bezogen.

Man sollte aber nicht von Ausnahmen sprechen, denn solche vermögen nichts am Gesamteindruck zu ändern. Dieser ist durchaus positiv, wenn auch vieles unerklärlich oder unverstanden bleibt. Guter Wille gegenüber dem Gastland und unter den Ausstellungspartnern herrscht vor und ist eindeutig erkennbar. Fest steht ausserdem, dass weder die Ausstellenden noch das veranstaltende Land – und ganz besonders dieses – an Mühe und Einsatz gespart haben, um dieses Zusammentreffen der Welt unter dem lobenswerten Motto zu ermöglichen.

Eine Aufzählung dessen, was jedes Land in Osaka dem Besucher widmet, wäre jedoch eintönig und würde Wiederholungen unvermeidlich machen. Zudem entspräche

eine solche nicht dem Zweck des Ganzen, denn die Ausstellung will an das Subjektive, das dem Menschen Ureigene gelangen. An deren Stelle sollen daher persönliche Eindrücke und Empfindungen, nicht *von* der Expo, sondern gesammelt *an* der Expo und im Teil Japans, den der Verfasser das Glück, die Freude und die Ehre hatte, besuchen zu können, wiedergegeben werden; Eindrücke aus einem Land, von welchem uns im Grunde genommen kaum mehr als dessen Industrieerzeugnisse bekannt sind.

Erste Eindrücke

Selbst für den, der gerne fliegt, ein unendlich langer Flug; stillsitzen, ob man will oder nicht; die Mangelware heisst Bewegung, der Überfluss Essen und Trinken. Vor der letzten Landung wollen sie sich nochmals grosszügig zeigen, die Swissairleute. Nach menschlichem Ermessen dürfte es kaum möglich sein, dieses letzte Mittagessen zu bewältigen. Man schafft es aber doch, denn man will letzten Endes die freundlichen Gastgeber nicht beleidigen. Die Sonne scheint durchs Fenster, im Hintergrund das eintönige Brummen der Triebwerke. Dazu eine durchgehende Wolkendecke auf halbem Wege zwischen Erde (oder Meer?) und Flugzeug. Ein schwerer Kopf, Trägheit (hat der Wein mitgeholfen?); ein Gefühl der wahren Zufriedenheit, Reaktionstest kaum zu bestehen. Vollendete Genugtuung. Wenn sie nur noch lange bestünde! – Plötzlich jedoch schlägt es Alarm in einem Teil des Gehirns; kaum zu beschreiben, undefinierbar. Nichts hat sich geändert. Oder doch? Wie Gespenster im Traum, auf einmal wird es bewusst. Es ist draussen. Dunst und Gegenlicht lassen die Erscheinung nur als Silhouettenbild wahrnehmen. Sie ist jedoch unmöglich zu verwechseln. Der vielbesungene, formvollendete Fujiyama erhebt sich über den Wolkenteppich und scheint die Fremden willkommen zu heissen. Selbst das Herz scheint darauf etwas schneller zu schlagen. Die Erregung ist spürbar; bald sind alle Köpfe dorthin gewendet. Die Frage scheint in der Luft zu schweben (alle sind erstmals hier) – was wird mich wohl in diesem doch so geheimnisvollen Reich der aufgehenden Sonne erwarten? Eine scharfe Drehung nach Backbord und der Zauber ist weg; vergeblich sucht man nach dem Fuji. Die Wolken kommen näher, die Triebwerke gönnen sich eine verdiente Pause. Wir gleiten in den nüchternen, menschlichen Alltag hinab. Eine Landebahn wie so viele andere; das dumpfe Aufsetzen der nun ihres Treibstoffes erleichterten Maschine und das qualvolle Aufprallen der Verbrennungsgase gegen die Schubumkehrklappen lassen den Menschen wieder daran denken, dass eben nur die Technik seine Anwesenheit hier ermöglicht . . .

*

Von Natur aus hat der Mensch ein gewisses Unbehagen, wenn er sich Fremdem gegenübergestellt sieht. Selbst die Neugier lässt sich darin einordnen. Die für uns kaum zu entziffernden und überall vorhandenen japanischen Schriftzeichen; die aus unzähligen, unsichtbaren Lautsprechern stammende Berieselung in einer nichts Bekanntem ähnlichen Sprache lassen solche Gefühle während des langen Weges über gleitende Strassen und unzählige Gänge deutlich ins Bewusstsein treten. Es ist das Gefühl eines Menschen, der sich erstmals in ein für ihn noch fremdes Land begibt. Ausländer, Fremder. Wird man als solcher feindselig, abweisend, als die Eigenart der Einheimischen störend – oder aber freundlich empfangen? Tausend unausgesprochene Fragen drängen sich kaum bewusst auf! Wie schnell sind solche Zweifel jedoch verschwunden und vergessen im Lichte der herzhaften Begrüssung eines während zehn Jahren nicht mehr gesehenen Freundes! Das Fremde ist plötzlich Bekanntes; das Ausland ist es nicht mehr. Acht Stunden Zeitdifferenz sind nicht mehr vorhanden. Wie viel kann doch durch so wenig erzielt werden! Wenn wir alle uns etwas mehr bemühen würden in diesem Sinne, dann hätte das Wort «Fremder» bald keine Daseinsberechtigung mehr.

*

Tokio, ein schier bis ins Unendliche sich erstreckender Zementurwald, einem riesigen Ameisenhaufen gleichend, wo Menschen und Automobile in geordnetem Durcheinander versuchen, aneinander vorbeizukommen. Auch wenn die Menschen hier resignierter und geduldiger als bei uns zu sein scheinen (es ist jedoch nicht Schein, sondern Tatsache, wie man bald merkt), geht es manchmal doch nicht ohne Hupe. Man überfährt Sicherheitslinien, es wird rechts und links überholt, jede Lücke wird ausgenutzt, um den begehrten Schritt vorwärts machen zu können; dabei gibt es keine Könige des Verkehrs wie etwa bei uns die Strassenbahnen (die übrigens in Tokio auch bald vollkommen verschwinden werden). Nur der Fussgängerstreifen scheint respektvoll beachtet zu werden. Der schärfste Fahrer zeigt orientalische Geduld und Gelassenheit, wenn er ausdruckslos bremst und wartet, bis der letzte Fussgänger vorbei ist. Trotz allem, oder gerade deswegen, rollt der Verkehr so flüssig, wie es bei uns nie möglich wäre. Man kann doch noch Wunder erleben: die gegenseitige Beschimpfung und Anpöbelung scheint unbekannt zu sein, selbst unter den Taxifahrern. Ob es hier die besondere Rasse der Besserwisser nicht gibt?

*

Es fällt auf, wie wenig hier eigentlich in die Höhe gebaut wurde, obwohl das Land ausserordentlich dicht besiedelt ist, Baugrund die grösste Mangelware überhaupt darstellt und Tokio die Zehnmillionen-Grenze längst überschritten hat. Will man sich nach der Einwohnerzahl der Hauptstadt erkundigen, so erhält man die lakonische Antwort: «Nobody knows that». Es müssen aber deren viele

Technik im Dienste der Menschheit, damit diese mit den durch die Technik aufgeworfenen Problemen fertig werden kann. Eine gewisse Eleganz und sogar Schönheit können bei sachlicher Betrachtung diesen Bauwerken zugestanden werden. Aber selbst wenn die eigene Geschmacksrichtung nach anderen Genüssen trachtet, ist es doch die einzige Möglichkeit, einen vollständigen Zusammenbruch des Verkehrs in Tokyo zu vermeiden: Express- und Ringstrassen tragen erheblich zur Entlastung des Stadtzentrums bei. An weiteren solchen Bauwerken wird fieberhaft Tag und Nacht gearbeitet. Dabei fällt auf, wie rationell diese Vorhaben verwirklicht werden. Die Arbeiten finden nämlich gleichzeitig auf drei Ebenen statt: eine neue U-Bahn-Linie, die Verbreiterung der ebenerdigen Strasse (wo auf Stahlplatten der Verkehr unbehindert weiterrollt) und die darüber verlaufende Hochstrasse aus vorgefertigten Betonelementen

sein, denn selbst die sechs-, acht- und zehnspurigen, ebenerdig sowie vorwiegend auf Viadukte verlegten Strassen vermögen in den Stosszeiten den Verkehr kaum zu schlucken! Vor dem Kriege war es nicht erlaubt, höher als fünfstöckig zu bauen, heute überwiegen im Zentrum die rund zehnstöckigen Bauten. Kürzlich wurde jedoch das 36stöckige Kasumigaseki-Gebäude eingeweiht, und man rechnet damit, dass bald mehr solche Hochhäuser entstehen werden. Der Japaner ist jedoch sehr konservativ, und viele suchen nach allen möglichen Argumenten, um eine solche Entwicklung, jetzt, wo die Gefährdung durch Erdbeben dank der modernen Bautechniken nicht mehr besteht, zu verhindern. Vor allem befürchtet man die Beschädigung der weltberühmt gewordenen Neon-Leuchtreklamen Tokios durch von Hochhäusern verursachte Luftwirbel bei starkem Wind. Sollte man den Eindruck bekommen haben, diese Menschen seien sehr anders als die anderen Weltbürger, so merkt man spätestens, wenn der Fernsehturm Tokios erwähnt wird, dass dem eigentlich nicht so ist. Mit Stolz wird nämlich erwähnt, dass der besagte Turm einige Meter höher ist als der Eiffelturm in Paris . . .

*

Das Hotel liegt sehr gut in Stadtmitte – in der City würden wir mit unserem ach so feinen Gefühl für unsere Sprache sagen. Eine grosse Empfangshalle, ausgelegt mit Spannteppichen und überall versehen mit Sitzgelegenheiten: zeitgemäss und ansprechend; dennoch nicht mit Luxus protzend. Überall freundliches Personal grüssend und lächelnd – fast wie zu Hause (!) Kaum dort, erlebt man nochmals eine herzliche Begrüssung: ein Wiedersehen mit der Swissair-Crew (ohne Fremdwörter scheint es doch nicht zu gehen), die dort das Stammquartier hat. Das Zimmer, klein, aber gut eingerichtet, weist alles auf, was man sich wünschen kann: Bad, Telephon, Radio, Fernsehen; knapp bemessen sind jedoch die Möglichkeiten, Koffer und Kleidung für einen längeren Aufenthalt zu verstauen. Wenn sich in Europa eine Normung kaum durchzusetzen vermag, dann noch viel weniger auf weltweiter Grundlage: Nachdem weit über dreissig Stunden verstrichen waren seit einem durch langes Warten sauer verdienten, letzten Rasieren im Flugzeug, scheiterte eine Wiederholung dieses nötigen Vorganges, obwohl die Netzspannung von 100 V einigermassen passte, an der Steckdose, die einen amerikanischen Stecker aufzunehmen bereit gewesen wäre, sich jedoch weigerte, mit einem Europäer Freundschaft zu schliessen. Der berühmte Tokaido-Express musste also ein stacheliges Gesicht befördern.

*

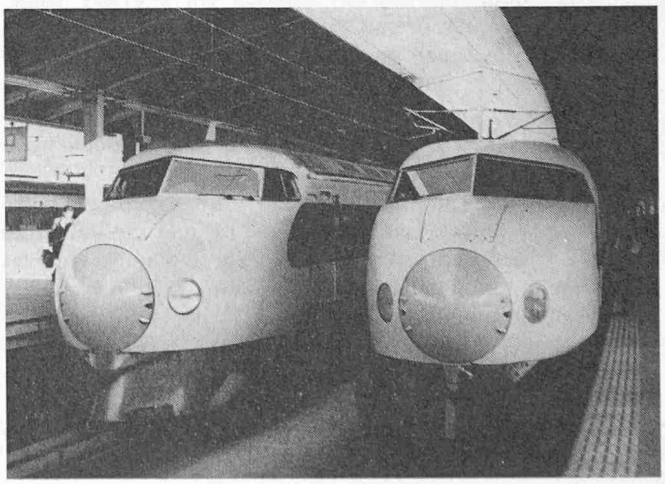
Die Uhrzeit muss als relativer Begriff definiert werden. Punkt zwölf sollte der Tokaido das stachelige Gesicht nach Osaka befördern, eine Zeit also, die selbst ein zivilisierter Mensch ohne weiteres sollte einhalten können. Er wäre aber beinahe mit einem leeren Sitz weggefahren, denn die Rechnung wurde ohne die achtstündige Zeitverschiebung gemacht. Gehört man nicht zu den Glücklichen, die jederzeit und in jeder Lage ihren Schlaf bekommen können, sollte man sich für den ersten Tag nach der Ankunft nichts vornehmen, was ein zeitiges Aufstehen erfordert. Der menschliche Körper ist nicht ohne weiteres bereit, die grosse Zeitdifferenz zu verdauen, und wenn man um Mitternacht noch munter ist, weil es zu Hause erst 16 h schlägt, dann schläft man morgens um acht eben noch tief, weil es eigentlich erst Mitternacht ist!

Eine Fahrt im schnellsten Zug der Welt

Wenn wir auf unsere Gotthard-Bahnlinie stolz sein dürfen, dann die Japaner nicht minder auf ihren Tokaido-Express, den «Bullet Train», Geschosszug, wie er genannt wird, weil er eben wie ein solches durch die Gegend rast. Dreihundertfünfzig Meilen, also rund 560 km, in genau drei Stunden und zehn Minuten mit zweimaligem Zwischenhalt stellt eine Leistung dar, die ihresgleichen sucht. Bereits hört man die sich erhebenden Stimmen, von flachem Land und geraden Strecken sprechend. Gewaltige Täuschung! Die Strecke weist wohl wenige, grosse Radien befolgende Kurven auf, und die Steigungen sind kaum von Bedeutung. Sie wurde aber von Menschenhand so gemacht, denn Japan ist ein bergiges Land. Unzählige Kunstbauten, Brücken, Viadukte, tiefe Einschnitte und eine riesige Anzahl Tunnel waren nötig, um die Durchschnittsgeschwindigkeit von fast 170 km/h zu ermöglichen. Vielleicht gaben die Olym-

Stolz und elegant erhebt sich das erste Hochhaus Tokyos (36 Stöcke) über das von vorwiegend niedrigen Bauten beherrschte Stadtbild. Trotz scharfer Opposition sollen noch weitere folgen, denn das Bauland ist in der weit über 10 Mio Einwohner zählenden Hauptstadt Japans eine ausgesprochene Mangelware. Selbst die riesigen Landgewinnungsvorhaben, welche im Gange sind und kostbaren Boden dem Meer entreissen werden, vermögen diese Bodenknappheit nicht zu beheben — jedenfalls nicht in dem Masse, wie sie zunimmt

Zwei Züge der New Tokaido Line der japanischen Staatsbahn im Bahnhof Tokyo. Der Bau dieser Eisenbahnlinie begann im April 1959 und nahm rund fünf Jahre in Anspruch. Die Kosten beliefen sich auf rund 4,8 Mrd Fr. Die Zugskompositionen bestehen aus 12 Wagen mit einer Gesamtlänge von 300 m und einem Fassungsvermögen von etwa 1000 Passagieren. Täglich verkehren zwischen Tokyo und Osaka 60 solche Züge in beiden Richtungen. Die «Hikari»- (Licht, Blitz) Schnellzüge erreichen dabei eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 170 km/h, die «Kodama»- (Echo) Eilzüge eine solche von rund 140 km/h



pischen Spiele den Ausschlag für das einmalige und kühne Eisenbahn-Bauwerk. Es verbindet jedoch noch immer die Grossstädte Tokio, Nagoya, Kyoto und Osaka miteinander und wird während Jahrzehnten der japanischen Volkswirtschaft gehören und dienen.

*

Für europäische Begriffe mögen die in Zweier- und Dreierreihen angeordneten Sitze etwas schmal, und die Gänge etwas eng ausgefallen sein; es ist jedoch zu bedenken, dass selbst während der Expo weit über 95 % der Fahrgäste Japaner sind. Begrüssenswert ist an den knapp bemessenen Einstiegen – Mensch und Koffer müssen nacheinander hinein – die Tatsache, dass zwischen Bahnsteig und Wagen keine Treppen zu besteigen sind. Für Gehbehinderte eine Wohltat, auch für Gepäckschleppende.

*

Wie üblich ist der ganze Zug ausgebucht (man muss im voraus reservieren); zu Hunderten stehen die Passagiere auf dem Bahnsteig und warten, bis er einfährt. Am Boden sind Pfeile mit Zahlen angebracht, auch an den Säulen befinden sich Schilder mit den gleichen Zahlen. Diese weisen auf die Wagennummern hin, die Pfeile auf die Lage der Einstiegtüren. Wenn man betrachtet, was die Japaner in bezug auf Präzision zu leisten imstande sind, so wundert man sich kaum darüber, dass die Türen tatsächlich genau dort, wo die Pfeile zeigen, zum Stehen kommen. Auch wird man bezüglich Pünktlichkeit nicht enttäuscht: sowohl Abfahrt wie auch Ankunft stimmen auf die Sekunde genau mit dem Fahrplan überein.

*

Trotz der spärlichen Abmessungen sitzt man bequem, auf die Dauer jedoch etwas hart. Die zierlichen Gepäckträger sind mehr als voll belegt. Der grosse Koffer muss im Gang bleiben mit dem Ergebnis, dass das den Erfrischungswagen schiebende Mädchen die grösste Mühe hat, überhaupt durchzukommen. Mit orientalischer Geduld schafft sie es dennoch. Als Ausgleich für diese Mühe findet sie in jedem Wagendurchgang sich automatisch öffnende und schliessende Türen, was man auch bei uns, besonders im Winter, oft begrüssen würde. Bald beginnen die meisten Reisenden damit, ihre Verpflegungsschachteln zu öffnen, aus denen sie geschickt mit ihren Holzstäbchen ein wahres Sortiment an Speisen herausnehmen. Getrunken wird natürlich Tee, den sie in Thermosflaschen mitgebracht oder in kleinen Kunststoffbehältern am Bahnsteig gekauft haben. Danach wird in der Regel geschlafen. Man hat noch vieles vor, und jede Ruhestunde ist kostbar. Mit tiefer Verbeugung stellt sich der Schaffner vor und hält einen langen Vortrag. Vermutlich wünscht er den Passagieren eine gute Reise und fordert sie auf, die Fahr- und Platzkarten vorzuweisen. Nur mit Mühe gelingt es, aus dem Ganzen, für fremde Ohren so unwahrscheinlich schnell Gesprochenen, die Laute «konnichi-wa» (guten Tag) auszumachen. Vielleicht hat man sich auch getäuscht, es passt jedoch sehr gut zur sprichwörtlichen japanischen Höflichkeit.

*

Schon lange gleitet draussen mit unvorstellbarem Tempo die Landschaft vorbei, noch immer reissen die Siedlungen um Tokio nicht ab. Die ausserordentlich schmalen, meist zweistöckig gebauten Häuser stehen dicht beieinander mit kaum begehbaren Zwischenräumen. Die Strassen, im rechten Winkel zueinander verlaufend, sind teils befestigt und breit, teils schmal und unbefestigt. Fast alle Häuser ausserhalb der Stadt sind aus Holz gebaut, weisen Satteldächer geringer Neigung auf und sind mit glasierten, mehrheitlich blauen Ziegelsteinen bedeckt. Auf die entsprechende Frage hin wurde dies damit erklärt, dass sie mit jedem starken Regen wieder sauber und glänzend aussehen. Dies bewirkt, dass beim Landeanflug und schräg stehender Sonne scheinbar Tausende von Lichtblitzen aufflackern, deren Ursprung man sich anfänglich gar nicht erklären kann. In diesem Häusermeer, in jedem noch so kleinen Hinterhof, findet ein Garten Platz, wo trotz des fortgeschrittenen Sommers noch schüchtern die Blumen sichtbar sind; auf jedem Dach natürlich eine Fernsehantenne. Da und dort werden die Häuser von kleinen und kleinsten Reisfeldern abgelöst, an Hängen terrassenförmig angelegt mit schmalen Erddämmen, welche die lebenswichtige Überschwemmung aufrechterhalten. Von Zeit zu Zeit sieht man eine magere, gebückte Gestalt mit konischem Strohhut und hohen Stiefeln im Wasser, gemächlich und geduldig seine Verpflanzungsarbeit – die noch vor der bald eintretenden Regenzeit fertig sein muss – bestellend. Etwas weiter läuft

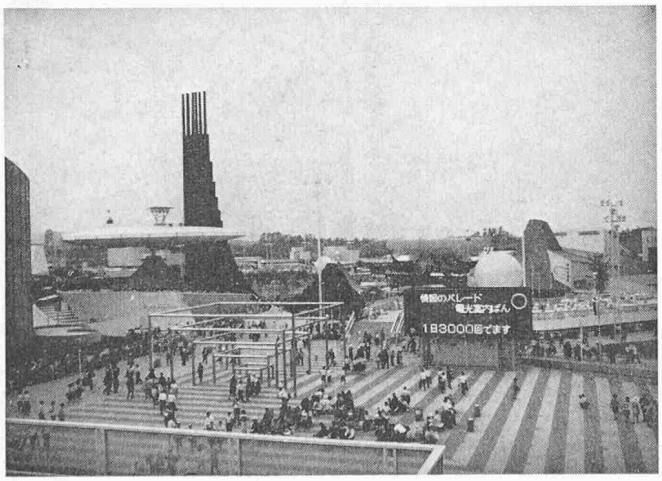
Innerhalb der Grenzen der ehemaligen Hauptstadt Japans, Kyoto, heute Grossstadt mit etwa 1,5 Mio Einwohnern und entsprechend aktivem – und auch geräuschvollem – Leben, kann der Besucher noch solche idyllische und verträumte Orte finden, abseits von Lärm ,Staub und Hast, die nicht nur zur Ruhe, zur Besinnlichkeit und zum Kontakt mit der Natur einladen, sondern auch Musterbeispiele der zierlichen japanischen Architektur vergangener Jahrhunderte sind. Steingärten, Blumen und Bäume konkurrieren hier mit ruhigen Seen, wo sich Seerosen und Tempel spiegeln; Oasen im hektischen Treiben des zwanzigsten Jahrhunderts. Links der Ginkaku-ji-Tempel aus dem Jahre 1480, rechts der Sanzen-in-Tempel

ein anderer hinter einem kleinen Einachsschlepper her, der bis an die Achse im Wasser steht und die Arbeit des Pflügens in diesem schweren Boden etwas erleichtert. Auffallend ist, dass man weit und breit kein Tier sieht; weder Nutz- noch Haustiere, weder in Städten und Dörfern, noch auf dem Lande. Dennoch, das japanische Fleisch erfreut sich eines ausserordentlich guten Rufes – wo sind die Tiere nur? Nur Häuser überall, in jedem Tal, auf jeder Ebene, und im Hintergrund eine reizende Landschaft. Und Hochspannungsleitungen und Eisenbahnlinien, oft deren mehrere, eine kurze Strecke nebeneinander verlaufend, um sich dann wieder zu trennen und irgendwo in der Ferne zu verlieren. Das Eisenbahnnetz dürfte ausserordentlich dicht sein, denn dieses Schauspiel wiederholt sich immer wieder. Ebenso das Strassennetz, welches von einem auffallend grossen Anteil Lastwagen befahren wird. Dies will aber nicht etwa heissen, dass man wenig Personenwagen sieht, ganz im Gegenteil: deren Dichte dürfte etwa dem entsprechen, was man um Zürich herum an einem schönen Feiertag sieht. Nach einiger Zeit geniesst man die vorbeistreichende Landschaft durchaus, es bedarf aber einer gewissen Anpassung an die besonderen Umstände: Man muss nämlich viel weiter wegschauen als üblich, um bei dieser Geschwindigkeit noch etwas zu erkennen.

*

Beides, sowohl die Feuchtigkeit wie auch die Temperatur, sind hoch. Durchgehender Dunst verschlingt daher die Landschaft und lässt die fernen Erhebungen bläulich hinter einem Schleier erscheinen. Zum Glück ist der Zug klimatisiert. Trotzdem lässt die Sonne, die durch die grossen Fenster hereinscheint, das Thermometer bald auf 26 ° ansteigen. Man erreicht wieder flacheres Land; die Behausungsdichte nimmt abermals zu, bald ist das Ziel erreicht. Aus den Lautsprechern schallen unverständliche Wörter, die es so vermuten lassen; ein Blick auf die Uhr scheint dies zu bestätigen. Das Kofferschleppen und der vergebliche Versuch, die japanischen Schriftzeichen zu entziffern, müssen erneut begonnen werden. Es wäre enttäuschend gewesen, wenn die Türen nicht bei den Bahnsteigpfeilen zu stehen gekommen wären; haargenau stimmt es wieder. Nur gut, dass der japanische Freund den Namen des Hotels in einer für den Taxifahrer verständlichen Form aufgeschrieben hatte, denn keine andere als die eigene Sprache war für ihn zu verstehen! Nochmals Express- und Hochstrassen, Brücken, Viadukte und ein riesiger Verkehr, wieder eine Grossstadt. Bald ist man im Hotel; freundliche Gesichter, sich verbeugende Gestalten, Hilfsbereitschaft; eine klimatisierte Welt. Das wohltuende Bad beendet die Reise und lässt den Menschen sich wieder Mensch fühlen.

Gesamtansicht von der «Wednesday Plaza» aus gegen NNW. Links im Hintergrund die aus 200 Baumstämmen bestehende, 50 m hohe Konstruktion des Pavillons der kanadischen Provinz British Columbia



Expo '70

Das Thema «Progress and Harmony for Mankind», so schön und so utopisch es klingt (erst müsste sich jeder einzelne, also du und ich auch, vom Tiefsten seiner Seele her, ohne Hintergedanken und ohne Egoismus ehrlich dazu bekennen), sagt jedoch dem Besucher noch nicht, was ihn an der Expo erwartet. Man gelangt dorthin – per U-Bahn natürlich, denn man möchte ja Japan und die Japaner näher kennenlernen – und befindet sich inmitten einer riesigen Menschenmenge. Sie kommen per Bahn, Omnibus, Auto oder Taxi und strömen durch die vier Eingangstore wie unaufhaltbare Wassermassen durch ein geöffnetes Wehr. Trotzdem reisst die Hostess am Eingang den Talon der Eintrittskarte mit einem freundlichen Lächeln und einer leichten Verbeugung ab. Äusserst selten sieht man ein «westliches» Gesicht unter dieser Menschenmenge, die an schönen Sonntagen bis zu einer halben Million betragen kann. So selten, dass man sich automatisch begrüsst, egal ob Deutscher, Italiener oder von sonstwo auf dieser Erde; Harmony for Mankind, Schwarzenbach ist vergessen. Gleichgültig, welche Sprache, Reisepass: akustisches Erkennungsmerkmal ist erstmals Englisch; später kommt die Freude, wenn man eine andere gemeinsame Sprache hat oder findet. – Wenn nur der Turm zu Babel nicht gewesen wäre! – Japaner überall. Ernste und weniger ernste Gesichter (sollte man besser sagen «konzentrierte» Gesichter?). Jeder will etwas erleben und weiss nicht, was oder wie sein Erlebnis sein wird. Man will die Welt kennenlernen und ist darauf gespannt, wie die anderen leben, was sie hier zeigen; grosse Unbekannte, obwohl alles Menschen sind. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, obwohl man sich nicht oder nur wenig kennt. Menschen, alle mit Freuden und Leiden, Schmerzen und Sehnsüchten; Menschen, welche instinktiv und ohne es zu merken, den Weg zueinander suchen, über jene vom Menschen selber gezogenen Grenzen hinweg. Kein einziger hat bestimmt, wo er geboren wurde; alle wollen alle verstehen, obwohl Sprachen und Grenzen Hindernisse darstellen, die so etwas (– vorerst?) verunmöglichen wollen. Wann wird sich endlich allgemein dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit durchzusetzen vermögen, wann Vernunft unter den Menschen herrschen? Eigentlich sollte es das ganze Jahr hindurch in allen Ländern der Welt eine Expo geben. Nur deshalb, damit sich die Völker näher kommen.

*

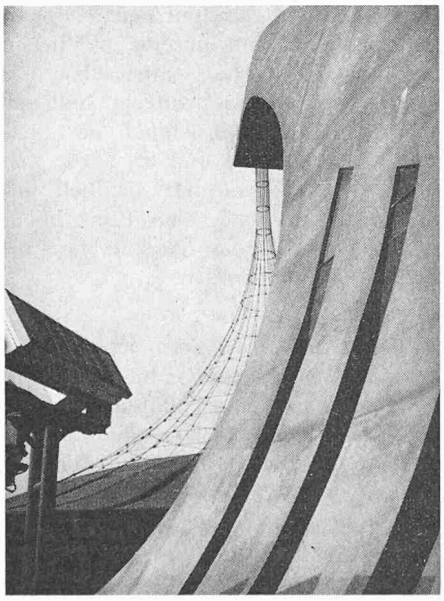
Eine Ausstellung für Japaner. Noch mehr aber für Kinder; überall sind sie anzutreffen, die kleinen und die kleinsten. Estere mit der für sie typischen Neugier, die anderen noch zu klein, um zu begreifen, dass es sich um ein Ereignis handelt. Ganze Schulklassen oder ganze Schulen, brav marschieren sie hinter einem Fähnchenträger her – Leuchtturm in diesem Menschenmeer – und gehen geschlossen in Vierer- oder Fünferreihen von Pavillon zu Pavillon und stehen dort Schlange, bis sie hereingelassen werden. Nachher, gleichgültig, ob sie das Gezeigte und Gesehene verstanden haben oder nicht, ist es deren Stolz, im gepflegten Heftchen sich den obligaten Stempel der besuchten Halle aufdrucken zu lassen. Marschieren, Anstehen und die Augen offen halten machen müde und wecken den Appetit; bald sieht man sie, in Reih und Glied an irgend einem schattigen Platz sitzend, die mitgebrachten

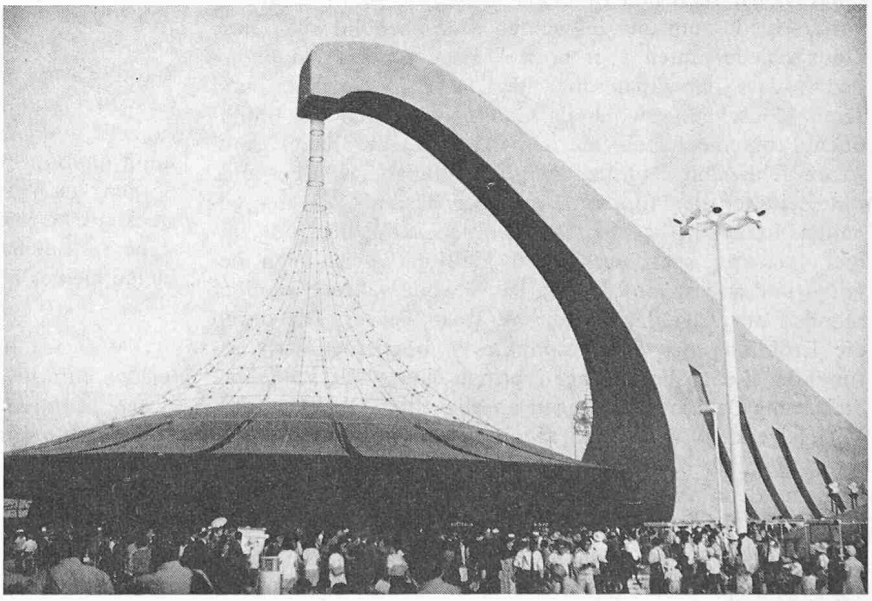
Verpflegungsschachteln auf den Knien haltend, mit geschickten und nicht uneleganten Bewegungen ihr Mittagessen mit den Stäbchen verspeisen. Einige unter ihnen liegen nachher ausgestreckt auf einer Bank oder ganz einfach auf dem Gras und schlafen, ungestört vom um sie herum nicht abreissenden Rummel. Selbst in etwas versteckten Ecken einiger Ausstellungshallen kann man sie beobachten, gross und klein durcheinander, sich verpflegend oder schlafend oder ganz ruhig das Treiben um sie herum betrachtend. Photographiert wird in einer Folge, die jedem Schnelligkeitswettbewerb Ehre machen würde. Selbst die Kleinsten gehen mit den kompliziertesten Photoapparaten so selbstverständlich um, als wären sie langjährige Amateure. Jeder photographiert jeden gegen den Hintergrund eines jeden der besuchten (oder auch nicht besuchten) Pavillons. Grosse Augen, staunende Augen ... müde Augen; das Lächeln geht aber nicht aus. Zufrieden, ob noch wach und munter, sich nach der wohlverdienten Ruhe sehnend, oder angehängt am Rücken der Mutter schlafend, der kleine Kopf nach hinten hängend und schlaff hin- und herwackelnd, die Ärmchen ausgestreckt, den Takt einer unhörbaren Melodie im Gehrhythmus der Mutter schlagend ... Der Tag war anstrengend, die Sonne brannte unbarmherzig auf die kleinen Häupter herab. Ein Erlebnis; man wird bestimmt noch lange davon erzählen. Hoffentlich wächst die kommende Generation so heran, im Verein der Länder und der Welt, ohne Hass, ohne Vorurteile! Dies ist das Mindeste (aber auch das Schwierigste), was wir der Menschheit schuldig sind.

*

Das ganze Treiben an der Ausstellung ist mehr ein Staunen und Bestaunen als ein Sich-informieren – dazu gäbe es andere Quellen. Man frägt nicht, sondern lässt sich die Substanz durch die Augen vermitteln, man möchte kaum denken; Bilder werden betrachtet, ohne sie zu verarbeiten, sie werden zur Kenntnis genommen, ohne nach dem Wie oder Warum zu fragen. Ob man sich über das Gesehene Gedanken macht, ist unmöglich zu sagen. Bestaunt wird alles, ohne wesentliche Unterschiede zu machen, ob einheimisch oder fremd; Schlangen sind fast überall zu sehen. Etwas unterschiedlicher geht es bei den Menschen zu. Dort scheint Westliches gefragter zu sein – bei den Kindern wenigstens. Spaziert man langsam durch die vielen Kilometer Strassen und Wege der Ausstellung, gelangt man unvermeidlich an kleineren oder auch grösseren Schülergruppen vorbei, die sich eine Ruhe- oder Photopause gönnen. Plötzlich löst sich aus der Schar eine Abordnung; zwei oder drei lächelnde Gesichter verfolgen das Opfer eher zaghaft, leise diskutierend, und überholen es schliesslich. Dann, wie auf einmal Mut fassend, schreitet einer ziemlich verlegen vor und, sein Heft ausstreckend, spricht die fleissig geübten Zauberwörter in fehlerfreiem Englisch «please sign here». Inzwischen sind die anderen nebenher gerannt, allerdings in sicherer Entfernung. Sobald sie ein amüsiertes oder gar freundliches Gesicht sehen, dann sind sie auf einmal um das «Opfer» herum versammelt und wollen Autogramme. Man kann die entgegengestreckten Hefte und Federhalter nicht mehr zählen. Fünf oder zehn Minuten lang kann man Schriftübungen machen. Wenn dann jeder seinen Anteil bekommen hat, darf man erst noch alle diese kleinen Hände drücken, von jedem jene typisch japanische Verbeugung entgegennehmen und einem fröhlich lächelnden Gesicht nachsehen, wie es flink hinter dem Fähnchen her eilt. Dieser Vorgang wiederholt sich vielleicht zehn- oder gar zwanzigmal am Tag; bald glaubt man bestimmt, allen der anwesenden Kinder mindestens ein Autogramm geleistet zu haben. Man kann sich etwa vorstellen, welch grosse Schüchternheit diese Kinder überwinden, um sich den Fremden zu nähern, wenn man versucht, ihnen einige zusätzliche Wörter herauszulocken: dann stockt es nämlich, verlegen schauen sie den Boden an; vereinzelt sagt vielleicht der eine wie er heisst, bald findet aber ein anderer die rettenden Wörter «I do not understand English». Die Aussprache ist aber so korrekt, dass man merkt, dass die Sprache geübt wurde, besonders wenn man in Betracht zieht, dass im Japanischen einige Laute unserer westlichen Sprachen überhaupt nicht vorhanden sind und ältere Menschen sich unwahrscheinlich schwer tun, diese auszusprechen. Daher bedarf es manchmal ziemlich grosser Phantasie, ihr Englisch zu verstehen. Wahrscheinlich hindert sie eine gewisse Verlegenheit, und vor allem die Angst, sich vor dem Fremden zu blamieren,

Technisch spektakulär ist der Pavillon von Australien. Das runde Dach mit einem Durchmesser von 50 m und einem Gewicht von etwa 250 t hängt an dünnen Kabeln, welche im «Himmel-Hacken» (man hört auch den Ausdruck «Giraffen-Hals»), einer Stahlkonstruktion von der Höhe eines zehnstöckigen Gebäudes, zusammenlaufen. Kurven herrschen vor: im Hauptpavillon sind praktisch nur die Kanten der neun Leinwände, wo mehrere Filme zugleich gezeigt werden, gerade





in ein Gespräch verwickelt zu werden, obwohl sie ziemlich gesprächig zu sein scheinen. Manchmal kann es passieren, dass man von einem, allerdings etwas älteren Schüler ziemlich eingehend nach Name, Adresse, Ursprungsland, Eindrücken aus Japan und der Expo, Aufenthaltsdauer usw. in (fast) fliessendem Englisch ausgefragt wird. Nach anfänglichem Zögern kann sich dann ein recht lebhaftes Frage- und Antwortspiel auf Gegenseitigkeit entwickeln. Plötzlich wird einem die Frage gestellt «kennen Sie . . . ?» (irgendeine der berühmten japanischen Städte). Verneint man, dann bekommt man ein Mäppchen Postkarten mit Ansichten aus besagter Stadt in die Hand gedrückt – und gerät dabei selbst in Verlegenheit. Auf einer dieser Karten ist, mit in unserer Schrift offensichtlich ungeübter Hand, ein Name und eine Adresse geschrieben worden. Dass man auf gleiche Art, allerdings ohne Postkarten, die man ja kaum haben wird, verfährt, braucht gar nicht erwähnt zu werden. Etwas verlegen folgt dann, nach einer Weile die Frage: «May I write to you? . . .» Fühler, ausgestreckt nach einer fast unbekannten Welt, Kontakte über Grenzen hinweg, die möglicherweise zur ersehnten «Harmony for Mankind» führen können.

*

Ab und zu hört man von westlichen Besuchern, man werde von den Kindern ja nur belästigt und aufgehalten, sie würden einen versäumen mit der unsinnigen Adressensammlung . . . Hast in der gelassenen östlichen Atmosphäre; Ansichtskartentouristen, die offensichtlich noch nie etwas von einem Botschafter ohne Diplomatenpass gehört haben. Harmony auf das Ich bezogen: mit den Minuten wird gegeizt, damit man abends im Hotel stundenlang jedem Verwandten und Bekannten, jedem Freund und jedem Feind, eine Postkarte, kaum mit Unterschrift und Adresse versehen, aus dem fernen Land schicken und damit eben glänzen kann . . . Glücklicherweise findet man nicht viele solche Blüten unserer Zivilisation, sie fallen aber auf (und bereits eine davon ist schon zu viel).

*

Der Orient und insbesondere der Ferne Osten werden oftmals als geheimnisvoll bezeichnet. Vielleicht mit Recht, bleiben doch für uns viele Eigenarten jener Menschen unerklärlich. Ein nur kurzer Besuch reicht jedoch nicht aus, um diese rätselhafte Atmosphäre eindeutig zu spüren, oder gar, um in sie hinein zu gelangen, so dass man sich auf das direkt greif- bzw. sichtbare beschränken muss. Darunter fallen natürlich in erster Linie die offensichtlichen Unterschiede zum uns gewohnten Menschenbild auf. Diese Unterschiede muten aber noch krasser an, wenn man bedenkt, dass der japanische Staat, seine Gemeinden und seine Menschen, sowohl als Ganzes wie auch als Individuen Probleme haben, die den unseren sehr ähnlich sind. Trotz fehlenden Rohstoffen hat in Japan, wie bei uns, das Zeitalter der Industrie und der Technik Einzug gehalten. Immer mehr Menschen werden zur Erbringung immer grösserer spezifischer und absoluter Leistungen benötigt und angespannt. Man arbeitet wohl während weniger Stunden am Tag, dafür aber um so intensiver. Die durch die Erhöhung des Sozialproduktes ermöglichte Verbesserung der Lebensbedingungen bringt eine noch schnellere Steigerung der Anforderungen an eben diese Bedingungen. Mit steigendem Wohlstand nimmt, wenigstens bei uns und wahrscheinlich ebenfalls in Japan, auch die Unzufriedenheit zu, denn man möchte noch mehr haben. Dennoch scheint der Japaner, verglichen mit uns, sehr viel gelöster, ja fast fröhlicher zu sein. Es kommt einem vor, wie wenn er bestrebt wäre, seine Probleme für sich zu behalten; nach aussen lächelt und lacht er. Selten sieht man die uns zur Gewohnheit gewordenen, bis zur Grimasse verzogenen Gesichter, wie geplagt und vorwurfsvoll die Welt anstarrend. Selbstbeherrschung oder Natur? Die Frage bleibt offen.

*

Die mit zum Teil hohen Transportkosten belasteten Rohmaterialien zwingen die japanische Industrie – wie auch unsere – den Veredlungsprozess so billig und rationell wie möglich zu gestalten. Anderseits müssen sie die Qualität ihrer Erzeugnisse so weit steigern, dass sie in allen Fällen auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig bleiben, denn mit jedem Monat, ja mit jedem Tag, nimmt deren Abhängigkeit vom Export zu. Dass dies zu ungemein schwierigen Problemen in jedem Unternehmen führt, braucht gar nicht erst erwähnt zu werden – wir kennen es ja aus eigener Erfahrung. Dennoch kann man weder bei den Verantwortlichen noch bei den Ausführenden jene Haltung erkennen, die man im Westen so oft sieht, und die zu verstehen geben zu wollen scheint, Schwierigkeiten und Probleme seien gegen den einzelnen Menschen ausgerichtet und daher von ihm persönlich aufzufassen. In diesem Sinne ist es eine Wohltat, unter diesen Menschen zu weilen, Menschen, welche die Wirkung eines Lächelns noch kennen und schätzen, die noch Zeit haben (man sollte besser sagen «sich die Zeit nehmen») für eine elegante, scheinbar von Herzen kommende Höflichkeit. Oft hört man die Meinung, diese Höflichkeiten seien anerzogen; dazu scheinen sie jedoch fast zu natürlich. Eine Welt des Lächelns wirkt ohne Zweifel auch auf das Individuum ansteckend; dadurch werden die Probleme allerdings weder vergessen noch vernachlässigt, sie werden nur etwas leichter zu nehmen. Und dies ist schon viel wert.

*

100 Mio Einwohner auf 370 000 km² zum Teil bergigem Land, dazu eine mit den höchsten Zuwachsraten der Welt sich expandierende Industrie bringen natürlich unwahrscheinlich grosse Infrastrukturprobleme mit sich. Zudem werden die natürlichen Lebensbedingungen in einem Masse gefährdet, welches jeden Menschen zum besorgnisvollen Nachdenken anregt. Es vergeht fast kein Tag, ohne dass man in den Zeitungen über diese sorgenbringenden Entwicklungen lesen kann. Trotzdem: betrachtet man diese Menschen einzeln für sich, egal, ob man sie auf der Strasse, an der Expo oder am Arbeitsplatz sieht, so scheint keiner der Ansicht zu sein, diese Probleme würden ausschliesslich auf seinen Schultern ruhen. Es kommt einem unwillkürlich der Vergleich mit dem Bild unserer westlichen Städte an irgendeinem Werktag . . . Hast, pathetisch ernste Gesichter mit heruntergezogenen Mundwinkeln und gerunzelten Stirnen. Menschen, die offensichtlich der Meinung sind, sie seien die einzigen weit und breit, die von Sorgen geplagt werden. Auch dies wirkt nämlich ansteckend; Gehässigkeit macht hässig – und führt höchstens zu einem Dauerzustand, ohne dass deshalb die Probleme kleiner oder leichter zu lösen werden.

*

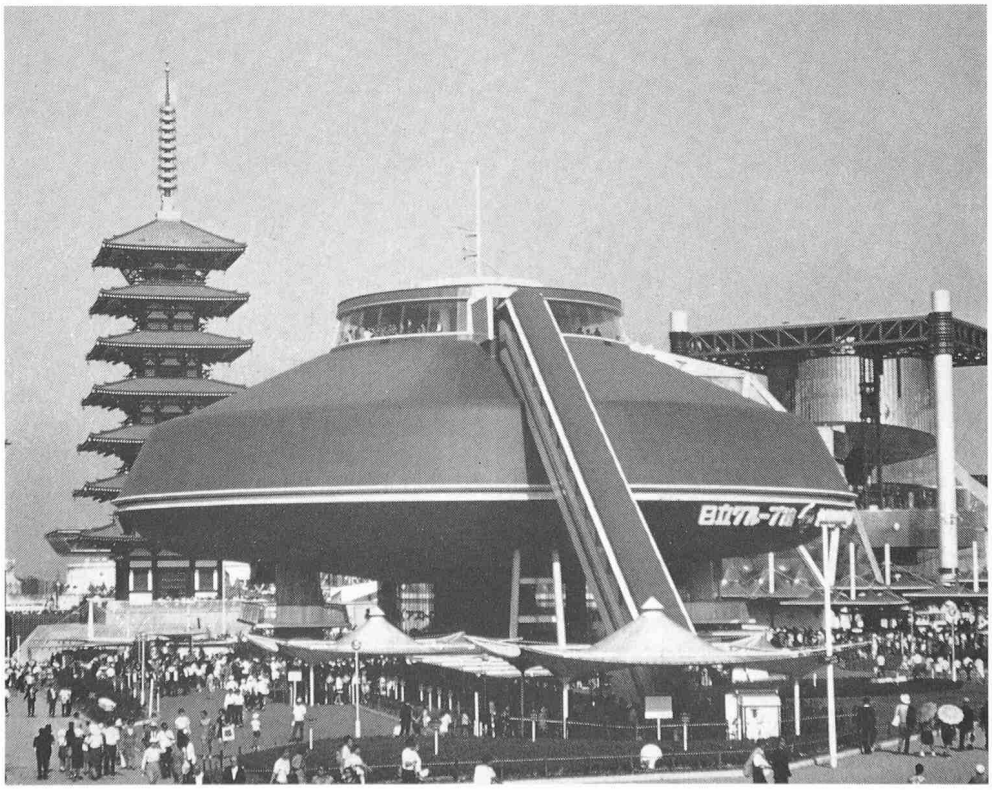
Was den Besuchern aus dem Westen seit jeher immer wieder auffällt, ist die schier unendliche Geduld ihrer östlichen Mitmenschen. Es scheint eine orientalische Tugend zu sein; für unsere Begriffe jedenfalls märchenhaft. Doch ist dieser Ruf keineswegs Sage. Man braucht nur die Halleneingänge zu betrachten, um sich davon zu überzeugen. Dort stehen sie Schlange in Fünfer- oder Sechserreihen, gross und klein im bunten Gemisch, und warten. Kein Gesichtsausdruck verändert sich dabei. Die einen studieren

Eindrücke und Erlebnisse aus einer Reise nach Japan

Am schönsten wirkt die «strahlende Struktur» des Schweizer Pavillons bei künstlicher Beleuchtung. Dann kommt das zierliche Laub dieses «Baumes» erst recht zur Geltung und, während die Kinder — und auch die Erwachsenen — eine Abkühlung ihrer müden und überhitzten Füsse geniessen, sammeln sich am Ufer die Photographen dutzendweise, um das Lichtermeer auf den Film zu bannen

Photopause der Schüler. Die einen müssen den Film wechseln, andere löschen den Durst. Der Schatten eines Sonnenschirmes verhindert Blendungen beim Studium des Expo-Grundrissplans. Im Hintergrund die Festhalle mit dem durch das Dach hinausragenden «Turm des Lebens». Rechts der Pavillon von Thailand

Gegensätze. Alt und Neu, Vergangenheit und Zukunft stehen sich gegenüber und ergänzen sich an der Expo, statt sich zu bekämpfen. Ästhetische Harmonie in Anführungszeichen, dennoch harmonisches Zusammensein der Menschen und ihrer Traditionen und Träume eines baldigen (besseren?) morgen. Im Vordergrund der einer riesigen fliegenden Untertasse gleichende Pavillon des Hitachi-Konzerns, links im Hintergrund die siebenstöckige Pagodenkonstruktion des Furukawa-Pavillons, rechts das «Electricum», einer riesigen, 1200 t schweren Stehlampe gleichend



bereits, welcher Pavillon als nächster an die Reihe komm' andere plaudern oder stehen ganz einfach da, regungslos Hie und da hat einer sich es bequem gemacht: auf den Fussspitzen nimmt er eine Hockestellung ein, die wir keine fünf Minuten halten könnten, die er aber mit offensichtlicher Erleichterung geniesst; einige weitere sitzen ausdruckslos auf einem ausgebreiteten Tuch. Keiner blickt auf die Uhr, niemand verzieht die Gesichtszüge im Ärger; Schimpfereien scheinen unbekannt zu sein, obwohl die Wartezeiten in gewissen Hallen bis zu fünf Stunden betragen. Gemächlich erheben sich die Sitzenden und schreiten mit der Menge vorwärts, wenn wieder eine Saalfüllung durch die Sperre gelassen wird. Bedenkt man dazu noch, dass der überwiegende Teil der Wartenden am frühen Morgen zu Hause weggefahren ist, um am Abend des gleichen Tages die vielfach lange Rückreise wieder anzutreten, dann erhält man für den Begriff Geduld erst die richtige Definition. Solche Schlangen sieht man überall. Bei den Halleneingängen, an beiden Enden der Gondelbahn, welche für 200 Yen den Blick auf das Ausstellungsgelände aus der Vogelperspektive gestattet, an den Haltestellen des Monorails, der Einschienenbahn, die um das ganze Gelände herum fährt, am Eingang des am höchsten Punkt des Areals stehenden Expo-Turmes. In allen Fällen das gleiche Bild wartender Menschen. Und im Winde wehende Fähnchen, die die Grenze zwischen zwei Gruppen sichtbar machen. Ordnung, Disziplin; Zurückstellung des Ich-Begriffes zugunsten einer Gerechtigkeit für alle.

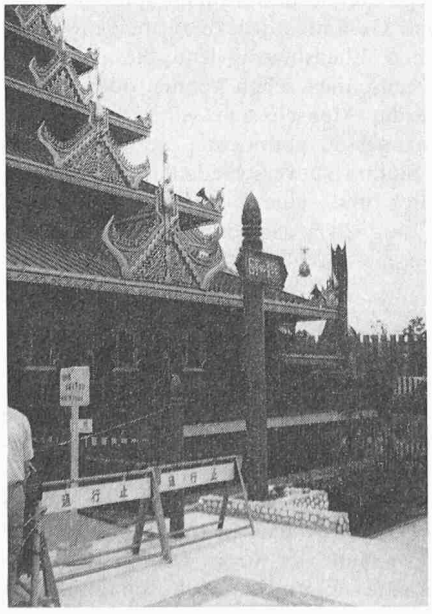
*

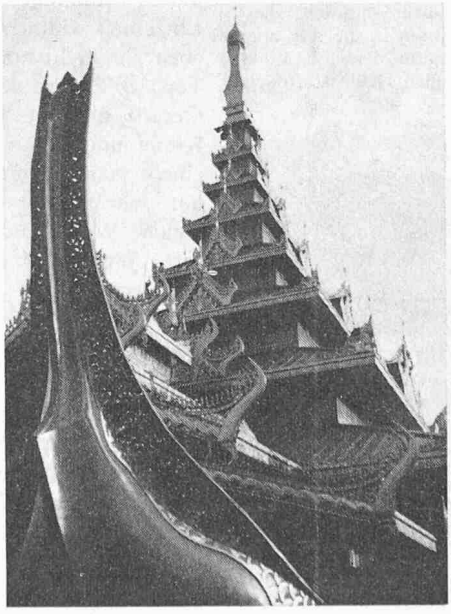
Eine ganze Welt in kleinem Massstab, versammelt auf den Senri-Hügeln unweit von Osaka. Eine Welt der Kontraste, des friedlichen Beieinanderseins von jung und alt, von Ost und West, von Kultur und Technik, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; eindeutiger Beweis dafür, dass solche Gegensätze auch unmittelbar nebeneinander bestehen können. Da sieht man, neben dem kleinsten, noch unsicher auf den Beinchen stehenden, verwirrt den Schutz der Mutter suchenden Kind, den auf fast ein Jahrhundert zurückblickenden Greis, unter der Last der vielen Erlebnisse ebenfalls unsicher auf den Beinen stehend. Etwas weiter ein typischer Geschäftsmann aus Osaka, mit beinahe britischer Peinlichkeit dunkel bekleidet. Neben ihm, auf der selben Bank ruhend, ein älterer Mann aus ländlicher Gegend, im ledernen Gesicht deutlich die von Wind, Wetter und Sonne hinterlassenen Spuren, welche eine Geschichte von harter Arbeit und zähem Lebenskampf erzählen. Welcher Kontrast zum offensichtlich zur gleichen Familie gehörenden Sprössling, die porzellanfarbige, völlig glatte Haut fast transparent anmutend neben den dunklen Augen und dem schwarzen Haar! Dort die ernsthafte Linie eines typischen japanischen Kimonos, die fast weisse Gesichtshaut und die strenge Frisur im sorgsamen Schutze eines zartpastellfarbigen Sonnenschirmes. Die sich mit fast schwerelosem, kleinschrittigem Gang bewegende Gestalt stellt sich dem ungezwungen getragenen «Minirock», dem im Winde wehenden Haar und dem von der Sonne gebräunten Gesicht gegenüber; zwei Generationen, zwei Welten: Japan heute.

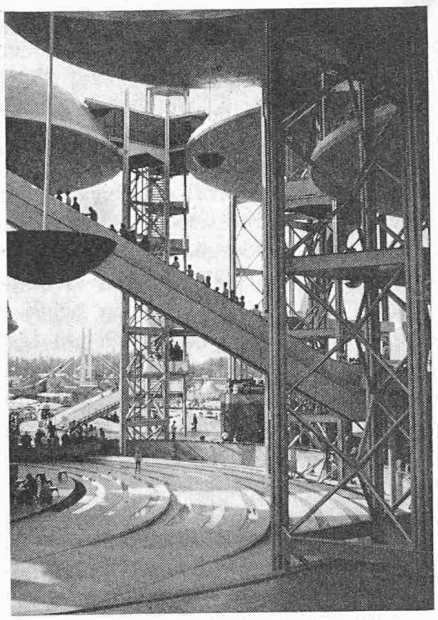
*

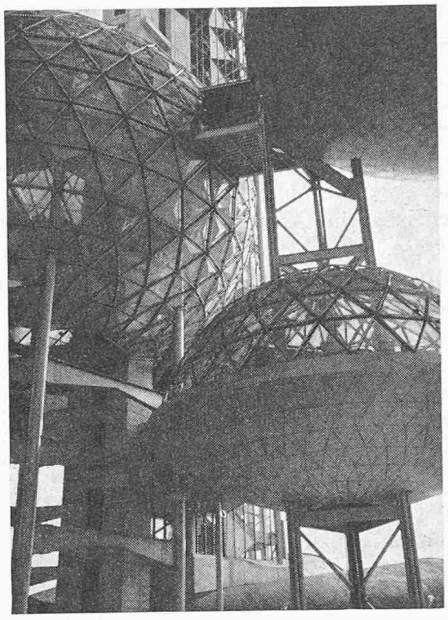
Gegensätze, durch Zeitwandel und Ursprung bedingt, offenbaren sich jedoch nicht nur im Menschen, sondern auch in seinen dort sichtbaren Werken. Da stehen dicht nebeneinander der birmanische Pavillon, eine alte königliche Barkasse nachbildend, reich und kunstvoll verziert, und das Electrium, eine neuzeitliche Konstruktion aus Stahl und Aluminium, welche der Anpreisung der Sonne und des Feuers sowie der Zähmung und Nutzbarmachung verschiedener Energieformen gewidmet ist. Etwas weiter findet man solche Gegensätze sogar am gleichen Ort; der Furukawa-Pavillon ist die Nachbildung einer siebenstöckigen Pagode, welche früher in der ehemaligen Hauptstadt Japans, Nara, stand. In dessen Untergeschoss sieht sich der Besucher der phantastischen Welt der «Computopia» gegenübergestellt: ein Blick weit weg in eine utopische Welt von morgen unter dem Dach eines vor über tausend Jahren entstandenen menschlichen Werkes. Dann gelangt man an eine aus Stahl und Glas bestehende, riesige Konstruktion, die neun fliegende Untertassen darstellt und welche – krasser Gegensatz – etwas wehmütig der Zauberwelt des Kindermärchens gewidmet ist (Sumitomo-Pavillon). Kultur und Technik werden durch die Natur ergänzt. Im Pavillon der kanadischen Provinz British Columbia stellt das irdische

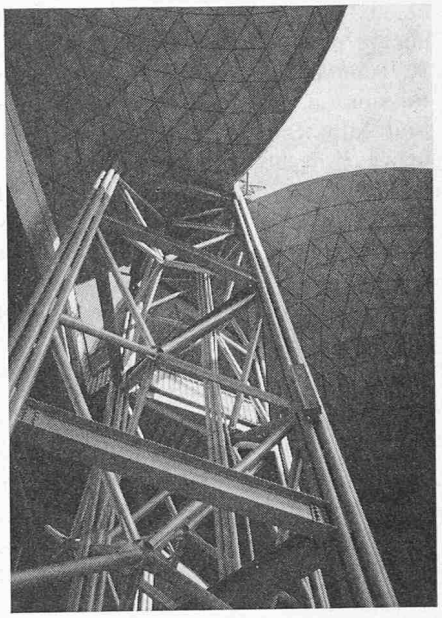
Mysteriöse Geschichten einer orientalischen Zauberwelt scheinen bei der Betrachtung des birmanischen Pavillons ins Leben gerufen zu werden. Zwei Drachenfiguren zieren den Bug der reich geschmückten königlichen Barkasse, Zeuge einer prunkvollen und stolzen Vergangenheit









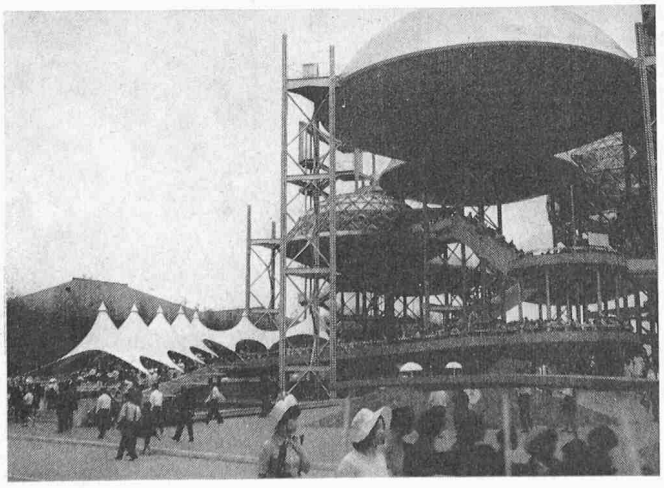


Urbild das beherrschende Element dar. Riesige Baumstämme von mehr als 50 m Höhe zeigen in den Himmel hinauf, als Krönung einer Landschaft aus Stein und Wasserfällen, wo selbst das Tier nicht fehlt. Technik und Natur, Traum eines vollendeten Menschenwerkes und Wirklichkeit eines vollendeten – aber vernachlässigten und verschandelten Urbildes; Kontraste, Antinomen, die sich nur durch menschliche Unvernunft gegenseitig auszuschalten drohen.

*

Zeitweilig hört und liest man vernichtende Berichte über die Expo. Der zu diesem Zweck gebrauchte Wortschatz geht vom zahmen «fernöstlichen Disneyland» über das «völlige Durcheinander» bis zum «zusammengewürfelten Chaos». Man fragt sich, ob dies denn jene bekannten, ewig unzufriedenen Menschen sind, die alles von ihren Sinnesorganen wegfiltern, was nicht in ihren Interessenkreis hineinpasst. Oder sind es vielleicht von der Technik vollständig geblendete Menschen, welche das Prädikat «Interessant» oder «Sehenswert» nur für industrielle, wissenschaftliche und technische Errungenschaften reservieren?

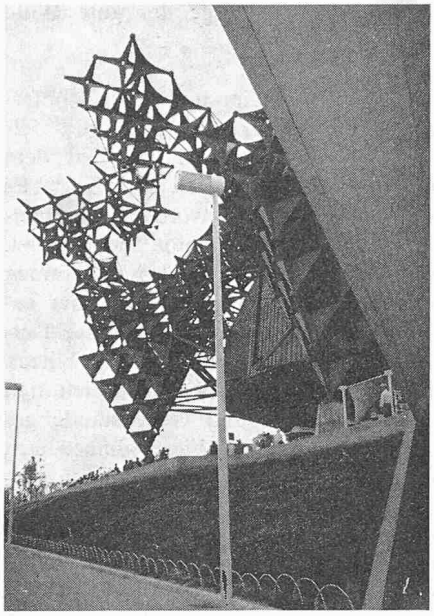
Zukunftsvisionen eines zeitgenössischen Gestalters: Eine Staffel von neun fliegenden Untertassen schwebt dem Besucher entgegen, allerdings sicher auf Säulen ruhend. Rolltreppen führen in die alte aber immer neue Welt des Kindermärchens im Sumitomo-Pavillon. Links ein Rastplatz unter einem seltsam anmutenden Kunststoffdach. Obere Reihe: Einzelheiten

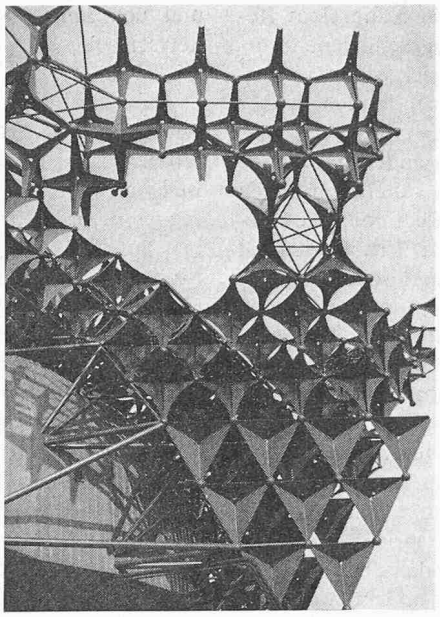


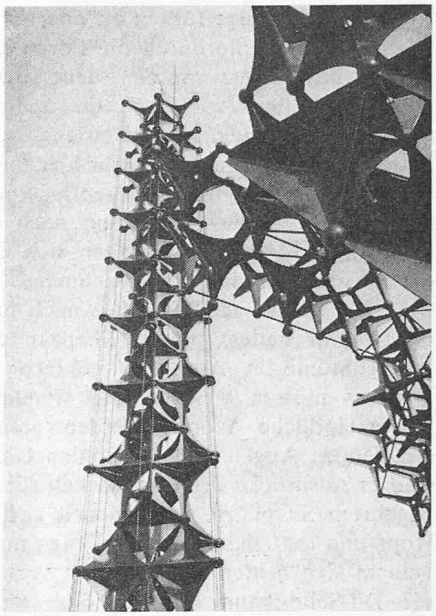
Diese scheinen doch zu vergessen, dass neben dem Namen Expo '70 auch der Begriff Weltausstellung steht und dass, wenn nur grossartige technische Leistungen gezeigt würden, eben nur einige auserwählte, hochtechnisierte Länder daran teilnehmen könnten. Zweck einer Weltausstellung ist doch, sich dem Gastland und den anderen Teilnehmern bekannt zu machen. Auch kleinere, noch nicht so weit – wenigstens technisch – entwickelte Länder haben doch ein Anrecht, als Teil dieser Welt angesehen zu werden. Ausserdem, weshalb soll denn nicht jedes Land seine Eigenarten zur Schau stellen? Dass ein afrikanischer Staat seinem Pavillon die Form und das Aussehen einer typischen Eingeborenenhütte gegeben hat oder dass ein europäischer Staat mit 5000jähriger Geschichte seine Halle bereits im Äusseren dieser Vergangenheit widmet, ist so selbstverständlich wie die Tatsache, dass Amerikaner und Russen ihre Leistungen auf dem Gebiete der Raumfahrt zeigen. Gerade in dieser Vielfalt lässt sich doch das Treiben des Menschen auf der Erde erkennen! Auf einem vergleichsweise doch kleinen Areal wird es unvermeidlich, dass dabei oft zwei Nachbarn ästhetisch nicht zueinander passen. Der, welcher diese Vielseitigkeit der Menschen, Länder und Rassen jedoch einem nach allen Regeln der Kunst perfekten Zusammenharmonieren räumlicher Gegenstände unterordnet, sollte sich der Einzelheit widmen und Gesamteindrücke vermeiden – oder eben gar nicht hingehen. Ebensowenig jene, die nur in der Technik Zweck der Menschheit sehen können oder wollen. Gerade die Art, wie der Mensch sich seiner Umgebung, Klima und Natur anzupassen vermochte, wie er sich aus einem gemeinsamen Stamm so verschiedenartig entwickelt hat, wie er sein Glück und seine Zufriedenheit auf ungleiche Weise findet, sind doch das Faszinierendste an unserer Welt. Und eben diese Welt ist es, die an der Expo versammelt ist.

*

In diesem komprimierten Universum reisst der Menschenstrom nicht ab; alle Strassen und Wege sind überfüllt, nur träge bewegt sich die Masse. Da und dort eine Abzweigung, ein Wegweiser; viele trennen sich ab, ebensoviele kommen neu hinzu. Gemessen an der Verkehrsdichte sind alles Hauptstrassen. Hie und da versucht ein ebenfalls vollbesetzter Elektrowagen sich sanft durch die Menge hindurch zu zwängen: der Strom teilt sich wie das Wasser um das fahrende Schiff, um sich sodann hinter







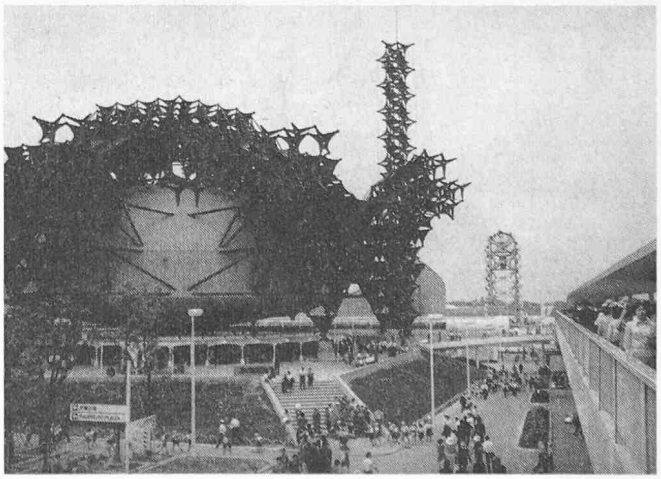
dem Eindringling wieder zu schliessen. Es ist schwül geworden, die Bewegungen werden langsamer, der Durst grösser. Ein undefinierbares Gefühl der Erwartung scheint überall spürbar zu werden; sogar die Luft steht still und horcht. Sträucher und Bäume, schon lange die trockene Erde nach lebensspendender Feuchtigkeit absuchend, scheinen mit ausgestreckten Ästen, an denen schlaff das Laub hängt, den Himmel anzuflehen. Die sonst so lebhaften Gespräche werden leise, setzen aus, verstummen schliesslich; man hört fast nur noch die von unzähligen Schuhen und Leder- und Holzsandalen verursachten Geräusche, hie und da begleitet von den gespenstischen, seltsamen Tönen elektronischer Musik. Sporadisch sich von der ausgetrockneten Erde erhebende, kleine Staubwölkchen künden den Fall der ersten Regentropfen an. Die blass durch den Dunst leuchtende Sonnenscheibe ist verschwunden; an deren Stelle sind bleifarbene, drohende Wolken getreten. Wie durch einen unsichtbaren Kontakt ausgelöst, nehmen plötzlich die durch Menschen erzeugten Geräusche abermals zu. Nervös wandern die Blicke umher. Man sucht einen geschützten Platz; als jemand auf eiligen Füssen den ersten Schritt zum rettenden Dach wagt, folgt ihm sofort die Menge. Das inzwischen zum Regen gewordene Tropfen vermag sogar die orientalische Resignation wegzuwaschen: der Schritt wird zum Laufschritt. Bald reflektieren die zu Spiegeln gewordenen, wegen ihrer Leere seltsam erscheinenden Strassen nur noch einige westliche Gestalten, den erfrischenden, nassen Segen sichtlich geniessend.

*

Der Menschenstrom fliesst nur noch sporadisch durch Strassen und Wege; die Hallen müssen nun mit dem Andrang fertig werden. Man ist aber an die Expo gekommen, um etwas zu sehen; darauf will der Besucher selbst bei Regenwetter nicht verzichten. Für solche Fälle – und vor allem für die Regenzeit, die, wie jedes Jahr, bestimmt von Mitte Juni bis etwa Ende Juli einsetzen wird – wurde im hochmechanisierten Japan vorgesorgt. Grosse Kunststoffrohre schlucken nunmehr die auch dafür Schlangen bildende Menge; langsam gleitende Strassen führen sie durch diese transparenten Zylinder hindurch. Ohne Anstrengung und im Trockenen können die Menschen, wie durch ein Schaufenster, das Ausstellungsgelände betrachten. Sowohl am Eingang wie auch am Ausgang jeder dieser Rohrstrecken steht ein Wächter und berieselt die dicht neben- und hintereinander stehenden «Passagiere» durch ein Megaphon ununterbrochen mit einem Vortrag, vermutlich eine Aufforderung, sich am Handlauf festzuhalten. Man hat eben gelernt, dass auch Bequemlichkeit oft mit Gefahren verbunden ist: Am Anfang soll jemand beim Übergang auf die eigenen Bewegungsorgane gestolpert sein, worauf es unter der unaufhaltsam folgenden Menge eine grosse Anzahl Verletzte gegeben hat. Es ist heiss in diesem Kanal, und die nassen Passagiere tragen nicht wenig dazu bei, die Feuchtigkeit bis an den Sättigungspunkt hochzutreiben. Glücklicherweise wird man unmissverständlich aufgefordert, das Rauchen zu unterlassen. Keiner scheint sich an der dicken Luft zu stören, auch nicht an den unentwegt auf dem Kunststoff sich ansammelnden Wassertropfen. Die Photoapparate knipsen weiter, die Filmkameras surren ohne Unterbruch im Versuch, das Erlebte – auch wenn es grau und verschwommen aussehen sollte – für die Zukunft festzuhalten.

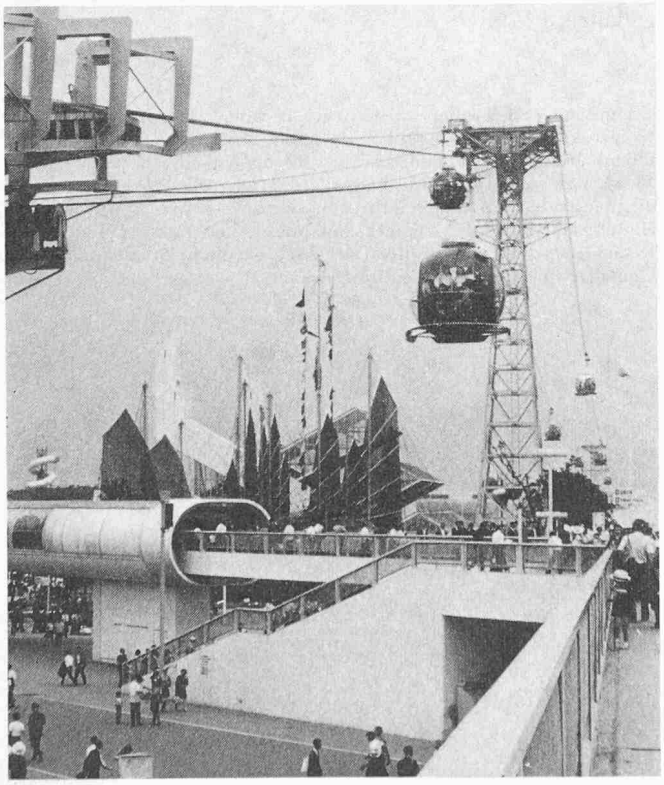
*

Technisches Spiel oder spielerische Technik? Jedenfalls wirkt die Konstruktion des Toshiba-Ishi-Pavillons schöner in der Einzelheit (oben) als im Gesamteindruck, obwohl der Geschmack von Mensch zu Mensch verschieden ist. Bemerkenswert ist die Präzision, mit der die tausende von Stahlplatten zusammengeschweisst wurden. Im Hintergrund rechts ein riesiger Paternoster. Die Kabinen sind kleine «Snack-Bars», wo man während der etwa eine halbe Stunde dauernden Umlaufzeit etwas essen oder trinken kann



Fast alle Wege führen zu oder in die Nähe eines Restaurants – und die durch die Poren ausgeschiedene Flüssigkeit muss ersetzt werden. Jene, die sich nicht in den Hallen befinden (und auch die anderen), landen früher oder später in einem dieser Betriebe, wo es zu Trinken gibt. Da es draussen regnet, herrscht hier Grossandrang, so dass, im Gegensatz zur üblichen Gepflogenheit, alle noch freien Plätze eines Tisches nach und nach belegt werden. Gemeinsames Merkmal fast aller sich dort Erholenden ist die grosse Flasche ausgezeichneten japanischen Bieres, welche – da gut gekühlt – fast noch mehr schwitzt als die Gäste. Ein nettes, junges Ehepaar will zwei der noch freien Stühle in Anspruch nehmen; Photo- und Filmkameras müssen weichen und wandern auf den Boden. Unverständliche Wörter werden gesprochen. Nach den strahlenden Augen und lächelnden Gesichtern zu urteilen, sind es Ausdrücke der Dankbarkeit für das Freimachen der begehrten Sitzplätze. Man lächelt sich an, nickt mit dem Kopf und sagt sich etwas; das, was man spricht, wird von keinem der beiden Tischpartner verstanden, denn weder die Du-Seite kann Englisch oder eine andere westliche Sprache, noch die Ich-Seite Japanisch. Dabei bleibt es aber; Wörter werden weiterhin gewechselt, ergänzt durch Augen-, Kopf- und Armbewegungen. Nach einer halben Stunde beschliesst die eine Hälfte, nochmals in den Regen zu gehen. Man verabschiedet sich herzhaft, wie wenn man sich schon lange Zeit kennen würde, jeder auf seine Art. Wahrscheinlich wird man sich nie wieder sehen. Keiner konnte wissen, was der andere sagen wollte. Man ahnte es aber. Und man trennt sich mit dem bestimmten Gefühl, man habe sich ausgezeichnet verstanden. Es ist eben die kleine grosse Expo-Welt; Harmonie bedarf noch nicht einmal der gemeinsamen Sprache, so lange der gute Wille herrscht.

Wenn die eigenen Füsse streiken, findet man verschiedene Möglichkeiten, ohne Anstrengung das Expo-Gelände zu besichtigen: Rechts im Vordergrund fährt eine (natürlich vollbesetzte) Kabine der Seilbahn in die Endstation am Westtor ein. Links der Eingang in ein Kunststoffrohr, wo die Besucher von gleitenden Strassen befördert werden. Die Segel im Hintergrund sind die Wahrzeichen des Pavillons von Hongkong



*

Bald geht der Tag zur Neige. Beine und Füsse schmerzen nach den Strapazen; man kann kaum mehr die vielfältigen Eindrücke wahrnehmen. Dennoch wird auf dem Bleiben, auf dem Ausnutzen des langen Tages beharrt. Es regnet nicht mehr und es ist kühler geworden; das Treiben auf Strassen, Wegen und Plätzen nimmt abermals zu. Müdigkeit oder Besinnlichkeit – oder beides – hemmen allerdings die Bewegungen, welche sichtlich langsamer geworden sind. Eines nach dem anderen, beginnen die Tausende von Lichtern aller Farben zu leuchten und zu blitzen und das Tageslicht zu ersetzen; die Expo verwandelt sich in eine Zauberwelt, wo Menschen und Gegenstände gespenstisch wirken. Der Osten und der Westen haben sich im gemeinsamen Tiegel der menschlichen Silhouetten verschmolzen; nur noch im Vorbeigehen flüchtig wahrgenommene Wörter lassen Unterschiede ahnen. Die grosse Zeit der Stative und der langen Belichtungszeiten ist gekommen; man muss die «Leuchtende Struktur» jetzt auf dem Film verewigen, denn am Tage verschwimmen ihre Konturen im dunstigen, milchfarbigen Himmel und verschwinden. Hunderte hatten die gleiche Idee: ein wahrer Urwald aus Menschen- und Stativbeinen befindet sich auf der Lichtjagd ennet dem kleinen See, wo sich die mehr als dreissigtausend leuchtenden Quellen spiegeln. Man kommt sich unter diesen viele Kilogramm schweren, komplizierten Ausrüstungen wie ein Anfänger vor. Freihändig schiesst man ein halbes Dutzend Aufnahmen und bedauert, kein Stativ zur Hand zu haben. Sobald man jedoch den müden Beinen klar zu machen versucht, sie müssen den Körper noch zurück ins Hotel bringen, dann vergisst man den Ärger und freut sich doch, keinen Ballast schleppen zu müssen.

*

Nun strömen die Massen nicht mehr in allen, sondern in einer bestimmten Richtung; Angehörige und Kinder werden zusammengesucht, um die Rückwanderung anzutreten. Überall versammeln sich kleine Gruppen; sie scheinen zu zögern, wie wenn sie das Verlassen des Geländes bedauern würden. Die Gespräche werden fast zu Flüstertönen und bleiben nur kurze Zeit lebendig. Einzig die Jungen scheinen noch über Reserven zu verfügen. An auffälligen Punkten, wie unter dem «Baum» des Schweizer Pavillons, wo man sich gut sehen und erkennen kann, stehen Fähnchenträger mit durch Müdigkeit gezeichneten, schier ausdruckslosen Gesichtern, und halten die bunten Erkennungsmerkmale krampfhaft in die Höhe, in der Hoffnung, die letzten noch fehlenden und übermütigen Schüler mögen doch endlich auf die Uhr schauen und zur Rückkehr erscheinen. Die anderen sitzen um ihn herum und berichten, erregt, über ihre Erlebnisse. Sobald eine nochmalige Zählung die Schar als vollständig erweist, setzt sich die Reihe in Bewegung und strömt mit vielen anderen dem Ausgang zu.

*

Wie durch unsichtbare Fäden geführt, die alle an den vielen Ausgangsschleusen zusammenlaufen, kommen die dunklen Menschenschlangen langsamen Schrittes von überall her auf den Bahnhof zu. Von oben gesehen, scheinen die schmalen Reihen fast unbeweglich. Nur ein lawinenartiges Stürmen einer ganzen Schulklasse, die die breite Treppe zu verschlingen scheint, lässt erkennen, dass dort Leben ist. Eisern stehen die rot bekleideten Hostessen an den Ausgängen und grüssen und verbeugen sich . . . und

lächeln; vielleicht deshalb, weil der anstrengende Tag auch für sie bald zu Ende geht.

Wieder gelangt man in eine Welt der Schlangen. Vor den Fahrkartenautomaten, vor den Eingangsschleusen, wo ein müder Mensch sich als Knipsautomat betätigt und in die Karten das Code-Loch des Ausgangsbahnhofes einstanzt, vor den Rolltreppen und den nicht so bequemen herkömmlichen Treppen... Es ist eine unaufhörliche Menge, man sieht weder deren Anfang noch deren Ende: wie das Wasser eines Flusses, das ruhig der Schnelle zufliesst, um dort durch die engen Stellen getrieben zu werden, fliessen auch die Menschen durch die Öffnungen hindurch, um sich dann, wieder in gemächlichem Schritt, auf dem Bahnsteig zu verteilen. Schon steht ein Zug bereit zur Abfahrt, die Sitze belegt mit zum Teil bereits schlafenden Menschen. Ebensoviele stehen und kämpfen dort mit den sich schliessenden Augen. Vielleicht träumen viele unter ihnen von der Expo und von der Welt, aus der sie heute so vieles gesehen haben.

*

Bald fährt der Zug mit seiner Ladung erschöpfter Menschen ab. In etwa drei Minuten wird der nächste folgen. Es bedarf keiner grossen Phantasie, um sich vorzustellen, wie müde alle diese Menschen sind und wie sehr sie sich nach einem Sitzplatz sehnen – man spürt es ja am eigenen Leibe! Dennoch treibt sie die anerzogene (oder instinktive? – wer mag dies schon wissen) Disziplin zur geduldverzehrenden Schlange. An genau den Stellen, wo die Türen des abfahrenden Zuges waren, stehen bereits die Passagiere und warten in Viererreihen auf das Einfahren des nächsten (auch bei der U-Bahn kann man sich nämlich darauf verlassen, dass die Türen immer genau am gleichen Ort zu stehen kommen). Der letzte Rest Energie wird zusammengespart, um durch die sich kaum öffnenden Türen zu rennen und auf den nächsten Sitz zu fallen. Wieder das gleiche Bild: der, der zuerst kommt, kriegt den besten Platz. Weshalb können wir uns nicht auch dieser Art Gerechtigkeit fügen, statt der Gewalt des schärfsten Ellbogens zu verfallen? Aus dem Beispiel Londons sieht man ja, dass es dazu nicht unbedingt eine fernöstliche Mentabilität braucht.

*

Sanft wird man geschüttelt, eintönig springen und klopfen die Räder über jede Schienenfuge; die etwa alle zehn Meter am Dach angebrachten Ventilatoren saugen die verhältnismässig kühle Aussenluft an und blasen sie ins überhitzte Innere mit tiefem Brummgeräusch. Die Monotonie der Geräusche und der Anblick vieler schlafender Menschen lassen auch die eigenen Augen schwer werden. Man versucht krampfhaft, den aus vielen Lautsprechern vor jeder Haltestelle tönenden Vorträgen einen Sinn zu entlocken, indem man sie mit den in unseren Schriftzeichen stehenden Bahnhofnamen vergleicht. Nicht nur die Wörter, auch Aussprache und Betonung entsprechen jedoch gar nicht unserem Sprachgefühl, und es bedarf einer längeren Gewöhnung, bis man es soweit bringt. Bald führen die bisher oberirdisch verlaufenden Schienen in den Untergrund; noch eine Station, einige Meter zu gehen, ein paar Treppen, Stufen und Gänge. Man hat es geschafft für heute. Morgen wird man versuchen, das Versäumte nachzuholen – oder an der nächsten Expo, von der man noch nicht weiss, wo sie stattfinden wird.

*

Nach einigen Tagen in Osaka macht sich langsam ein Gefühl der Verlegenheit bemerkbar; man hat das Bedürfnis, sich diesen Menschen zu nähern und sieht sich doch gehemmt durch die fehlende Verständigungsmöglichkeit. Nach anfänglichem Zögern – wie mag wohl diese Neugier aufgefasst werden? – wird dem jungen Kellner im Hotel das Paket Fragen ausgebreitet; sein englischer Wortschatz ist gross genug, um nach einigen Wiederholungen und vor allem nach stark verlangsamtem Sprechen zu verstehen, was gemeint ist. Es wurde zur Initialzündung einer kaum zu beschreibenden Freudenexplosion. Von diesem Augenblick an kommt er mit jedem denkbaren Einwand an den Tisch dieses für seine Sprache sich interessierenden Fremden und spricht fast nur noch japanisch, wobei er, so gut wie er kann, zu jedem neuen Ausdruck gleich die englische Übersetzung hinzufügt. Nach und nach geht es ganz gut, sofern keiner vergisst, sich an den Grundsatz «yukkuri» (langsam) zu halten, was allerdings in der Hitze des Gefechtes oftmals geschieht. Bereits am anderen Tag ist offensichtlich das ganze Personal darüber informiert, so dass von nun an alle hilfsbereit zur Seite stehen. Es ist unmöglich zu sagen, wer stolzer ist, ob der Lehrer oder der Lehrling, als erstmals ganz sporadisch und ohne Überlegung die Wörter «dōmo arigatō» (vielen Dank) fallen! Wie wenig genügt doch, um anderen Leuten eine Freude zu machen, und um von ihnen aufgenommen zu werden! Die Frage stellt sich dann von alleine: Interessieren sich denn so wenige von den Expo-Besuchern aus dem Westen für den Menschen des Gastgeberlandes, für seine Eigenarten und Gewohnheiten? Es ist uns wahrhaftig ein schlechtes Zeugnis auszustellen, wenn wir uns unter dem Motto «Harmony for Mankind» versammeln und dabei die Menschheit völlig ignorieren!

*

Wie ein schöner Traum, der viel zu schnell vorbeigeht, sind auch die acht Tage Expo dann bereits verstrichen, wenn man beginnt, sie richtig zu geniessen. Sie werden aber noch lange in Gedanken weiterleben, die Hallen und die diese besuchenden Menschen, die fröhlichen Gesichter und die japanische Freundlichkeit. Die Abfahrt fällt schwer; selten treffend ist für diesen Abschied das japanische Wort «sayonara», denn es bedeutet so viel wie: «Wir möchten uns nicht trennen..., aber wenn es sein muss...»

Bildernachweis: S. 800–802: Nippon Bunka Film; Skizzen auf S. 803: S. Yoshi; S. 805–810 und Tafeln vom Verfasser.

Die Haltbarkeit von Oberflächenbehandlungen auf Fassaden mit Holz

Von **J. Sell**, dipl. Holzwirt, EMPA, Dübendorf[1]) DK 691.11:620.19

Die wesentlichen Beanspruchungen, denen ein freibewitterter Holzanstrich ausgesetzt ist, sind vor allem wechselnde Temperatur- und Feuchtigkeitseinwirkungen, UV-Strahlungen, chemische Einwirkungen und Angriffe durch Mikroorganismen als äussere Faktoren sowie – vom Holzuntergrund her – mechanische Beanspruchung infolge Schwind- und Quellbewegungen, Feuchtigkeitseinwirkung und chemische Beanspruchung durch Holzinhaltsstoffe als innere Faktoren. Welche Beanspruchungsfaktoren vorherrschen und wie ausgeprägt sie sich auswirken hängt zudem von weiteren Umgebungsbedingungen ab wie Anstrich- und Holzmerkmale, Detailkonstruktion des Bauteils, Bauteilexposition sowie Umgebungsklima innen und aussen.

[1]) Zusammenfassung eines Referates anlässlich des durch den Schweizerischen Polierverband am 31. Januar 1970 in Brugg veranstalteten Kurses für Holzfachleute (aus dem Pressedienst der «Lignum», Zürich).